

Das Räthsel von Elbershöf.

Roman von Reinhold Ortman.

(9. Fortsetzung.)

Sie wußte nichts zu erwidern, doch auch ihr seltsames Schweigen schien ihn kaum zu befremden. Er starrte sie nur immer an, und dann sagte er mit jener leisen fremden Stimme, die aus weiter Ferne kam: „Wie schön Du bist, Editha — so schön! Daß man ein Gesicht wie Deines vergessen kann — und daß ich es vergessen konnte, ich, der ich dich liebe und der ich ein Künstler bin — es ist unfaßlich. Und doch, es war aus meinem Gedächtniß verwischt, ausgelöscht bis auf das letzte schwache Erinnerung! Ich konnte es nicht vor meine Seele rufen, wie ich mich auch darum abmühtest Tag und Nacht. Und ich weiß, daß ich es wieder vergessen haben werde, wenn ich Dich jetzt verlaße. Gib mir Dein Bild, Editha, damit ich es immerfort anschauen kann, um mich Deiner Züge zu erinnern.“

Da ertrug sie es nicht länger, ihn anzuhören. Mit bebenden Lippen fiel sie ihm in die Rede: „Quäle mich nicht so unarmherzig, Er! Sage mir lieber, daß Du mich verabscheust, daß ich in Deinen Augen verächtlich bin! Denn Du weißt alles — nicht wahr? Du hast den Brief erhalten, den ich Dir nach Mühlendal schrieb.“

Er legte die rechte Hand an die Stirn wie jemand, der angestrengt nachdenkt. „Einen Brief? Ich will mich bestimmen. — Nein, Editha, wenn mein Gedächtniß mich nicht auch darin im Stich läßt, so habe ich keinen Brief von Dir erhalten.“

„Mein Gott, ist es möglich? Und Du bist gekommen, ohne zu ahnen, was während Deines Fernseins hier geschehen ist?“

„Ich bin gekommen, Dich zu holen, wie wir es verabredet hatten. Denn wir hatten es doch verabredet? Du mußt ein wenig Geduld mit mir haben. Es ist dieser gräßliche Kopfschmerz, der meine Gedanken verdirrt. Aber ich erinnere mich genau. Ich wollte Dich in meine Heimath bringen — zu meiner Mutter — und zu Thora.“

Räthselhaftes, widerspruchsvolles Menschenherz! Sie wußte, daß er ihr auf ewig verloren sei, sie selbst hatte ihn ja aufgegeben, und doch fühlte sie alle Weir der Eifersucht, als er den Namen dieser Pflegeschwester aussprach, die sie nur aus seinen begeisterten Schilderungen kannte. Schien es ihr doch, als hörte sie eine unendliche Sehnsucht, eine fülle schweremüthiger Zärtlichkeit in dem Klang dieses einen Wortes, als sei sie es, die Rechenhaftigkeit zu fordern habe für einen Verrath, nicht er, der sie in der schwersten Stunde ihres Lebens verlassen.

„Ich weiß nicht, wie ich mir Dein sonderbares Benehmen deuten soll, Er!“, sagte sie beinahe hart, „aber ich fange an, zu glauben, daß Du nur in der Absicht hierhergekommen bist, Deinen Spott mit mir zu treiben. Laß uns darum endlich frei und offen miteinander reden! Bei Deiner Ehre frage ich Dich noch einmal: Du weißt nicht, was hier auf Elbershöf geschehen ist?“

„Doch — ja! Man hat mir allerlei erzählt, drüben in Eichelde bei meiner Ankunft. Es sei jemand gestorben; aber ich habe den Namen nicht behalten, denn ich dachte ja nur an Dich.“

„Es war mein Großvater, der am Tage vor Deiner Abreise vom Schloß getroffen wurde. Und sonst — sonst hätte man Dir nichts gesagt, nicht von dem neuen Majoratsbesitzer und davon, daß ich mit ihm verlobt bin?“

Es war heraus, denn sie konnte das qualvolle Versteckspielen nicht länger ertragen. Was auch immer nun folgen mochte, es würde weniger entsetzlich sein als die Ungewißheit über den eigentlichen Zweck räthselhaften Verhaltens. Erit Hallager fuhr weiter wild empor, noch zeigte sich irgend welche auffallende Veränderung in seinem Gesicht. Er sah sie nur eine kleine Weile schweigend an und schüttelte dann verneinend den Kopf.

„Dahon hat man mir nichts erzählt. Und wenn man es gethan hätte, so würde ich es natürlich nicht geglaubt haben. Wie könntest Du mit einem anderen verlobt sein, da Du doch mein Weib werden sollst! Ich hätte Ihnen in's Gesicht gelacht, wenn sie mir mit solchem Unsinne gekommen wären.“

„Aber es giebt nichts zu lachen, Erit, denn sie würden Dir nur die Wahrheit gesagt haben. Es ist ein Unglück für Dich und für mich, daß Du meinen Brief nicht erhalten hast, der Dir alles erklärte. Ich kann Dein Weib nicht werden, denn schon ehe ich Dich kennen lernte, war ich meines Vaters Erbin.“

„Sünderin. Gesenken Hauptes, um dem Blick zu entziehen, den sie nicht mehr auszuhalten vermochte, begann sie ihm alles zu berichten: die Leiden, die sie unter dem Druck ihrer Armuth und unter der tyrannischen Behandlung ihres Großvaters erduldet; die heisse Sehnsucht nach Macht und Reichthum, die sie nach langem Kampfe bestimmt hatte, ihres Vaters Werbung anzunehmen, obgleich sie niemals mehr als laue Freundschaft für ihn empfunden; ihre überschwengliche Glückseligkeit während des kurzen nonnigen Liebestraumes an Erits Seite und endlich jene widerspruchsvollen, zwiespältigen Empfindungen, unter denen sie bei ihres Großvaters jehem Tode gelitten, bis Erwins eigenmächtiges Vorgehen ohne ihr Zutun die Entscheidung herbeigeführt hatte.“

„Du hättest mich nicht verlassen dürfen, Er!“, sagte sie; „vielleicht, ja, gewiß wäre alles anders gekommen, wenn ich mich zu Dir flüchtete, wenn ich bei Dir Schutz und Beistand hätte suchen dürfen. Nun ist es zu spät! Wir müssen tragen, was wir nicht mehr ändern können. Und ich hoffe, Du wirst Mitleid genug mit mir haben, mir die Erfüllung meiner traurigen Pflicht nicht noch schwerer zu machen.“

Er schwieg noch immer, wie er sie während ihres ganzen langen Bekenntnisses nicht mit einem einzigen Wort unterbrochen hatte. Jögernnd warte sie endlich aufzukommen, und sie sah, daß er unbeweglich hinter seinem Sessel stand, beide Hände gegen die Schläfen gepreßt und mit völlig leerem Blick vor sich hinstarrend. Eine gräßliche Befürchtung ergriß sie. Sie floh auf ihn zu, und indem sie neben ihm in die Kniee sank, hob sie die gefalteten Hände zu ihm empor.

„Erit, bei allem, was Dir theuer ist, sprich nur ein Wort! Leide mich — nur sage mir, daß Du mich verstanden hast!“

„Ausgesprochen — wie in der Oper! Wird es Ihnen nicht gefällig sein, mein Herr, den Wünschen des Fräuleins zu entsprechen?“

In einem schmerzhaften Tone, der ihnen ohne Zweifel den Charakter eifriger Ironie geben sollte, hatte Erwin von der offenen Thür des Zimmers her diese Worte gesprochen. Als er draußen im Vorgemach von der Jofe erfuhr, daß ein fremder Mann bei ihrer Herrin sei, hatte er sie unbewußt bei Seite geschoben und war über die Schwelle getreten, ohne vorher zu klopfen. Nun stand er mit verschränkten Armen da, bedrohlich genug anzusehen mit seinem gornrothen Gesicht.

Editha schrieb nicht auf und machte auch keinen Versuch, zu entweichen. Für einen Moment wohl spiegelten sich Schreden und Bestürzung in ihren Zügen, dann aber nahm ihr Antlitz seinen gewöhnlichen kalten Ausdruck an, und sie erhob sich langsam aus ihrer demüthigen Stellung. In dem Augenblick, da sie erkannte, daß das Spiel für sie verloren sei, kehrte ihr auch all ihre stolze Ruhe zurück.

„Was berechtigt Dich, hier einzubringen?“ fragte sie in der heftigsten Haltung einer beleidigten Fräulein. „Noch bin ich Deine Gattin nicht, die dergleichen dulden müßte.“

Aber wenn sie geglaubt hätte, ihn durch ihr gebieterisches Auftreten einzuschüchtern, hatte sie Erwin v. Lindeborde doch unterschätzt. Er lachte kurz auf und trat mit einigen raschen Schritten weiter in's Zimmer hinein.

„Nein, noch bist Du es nicht — zu Deinem Glück wie zu meinem. Und nicht mit Dir habe ich es zunächst zu thun, sondern mit diesem da! Sie erlauben wohl, mein Herr, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin der Baron v. Lindeborde, und die Dame, bei der Sie sich zu so unpassender Stunde einzuführen belieben, ist meine Braut. Sie werden zugeben, daß ich mit Rücksicht darauf einen gewissen Anspruch auf Ihre Erläuterungen habe.“

Ruhig hatte der Maler den sprechenden angesehen; nun wandte er sich langsam gegen die Baroness. „Sagt dieser Mann die Wahrheit, Editha?“

„Du weißt, daß er die Wahrheit sagt, Erit, und ich beschwöre Dich.“

Mal versuchen würden. Also nehmen Sie sich wohl in acht, mein Herr Baron!“

Damit ging er zur Thür, als wäre nun alles auf's Beste erledigt. Er hatte kein Wort mehr für Editha, ja, nicht einmal einen Blick, und sein Benehmen war so seltsam, daß Erwins spöttisches Aufsehen nach seiner Entfernung nur zu begrifflich schien.

„Ein glänzender Nebenbuhler, das muß ich sagen! Vermuthlich ein Genie, bei dem es im Oberflächlichen nicht ganz richtig ist. Eigentlich sollte ich mir den Spatz nicht verderben, Dich als Madam Hallager an der Seite dieses Niolen zu sehen.“

„Wer sagt Dir, daß ich jemals den Wunsch hatte, seine Gattin zu werden? Wäre es aber der Fall, Du hättest schwerlich die Macht, es zu hindern.“

„Nun, ich hoffe doch! Die Luft, in anderer Leute Revier zu pflücken, geneigt ich dem Burtschen schon zu verleißen.“

Editha bewahrte ihre stolze Haltung, aber sie presste unwillkürlich die Hand auf das stürmisch klopfende Herz.

„Wenn Dir eine Beleidigung zugefügt worden ist, so geschah es nicht durch jenen. Er wußte nichts von unserm Verlobniß, ja, er hatte bis zu dieser Stunde nicht einmal eine Ahnung von Deiner Existenz. Ein Zufall hatte mich mit ihm zusammengeführt. Ich interessirte mich anfänglich nur für den Künstler, bis —“

„Bis Du auch den Menschen schätzen lerntest, ich weiß! Der Förster Fabian hat mir vorhin mitgetheilt, welcher Art Eure Unterhaltungen waren, und nach dem, was ich hier gesehen habe, kann ich leicht auf alle weiteren Bekanntschaften verzichten. Hat er wirklich nicht gemerkt, daß er einen anderen Mensch und daß Du ihn hintergangen, wie Du mich hintergingst — nun, um so schlimmer für ihn! Dafür, daß er sich nicht dormalenst rühmen darf, einem Lindeborde ungestraft in's Gesicht gekommen zu sein, dafür werde ich nichts desto weniger zu sorgen wissen.“

„Das ist erbärmlich! — Warum, da ich doch alle Schuld auf mich allein nehme, warum rächst Du Dich nicht an mir?“

„Weil Du ein Weib bist! Welche Art von Genugthuung könnte ich mir von Dir verschaffen, auch wenn ich ein Bedürfniß danach verspürte? Und ich verpüre wirklich keine — Du tannst es mir glauben. Ja, ich bin im Gegentheil bereit, Dir bei einer Befehlswangung Deiner Abreise, wie sie Dir unter den obwaltenden Umständen gewiß wünschenswerth erscheint, auf jede Weise beistehend zu sein. Die einzige Freundschaft, die ich dabei von Dir erwarte, ist, daß Du auch Deinen Bruder Prosper mitnimmst. Ich habe über diesen hoffnungsvollen Jüngling so erbauliche Dinge vernommen, daß ich ihn aus verdammtschafflicher Liebe davor bewahrt sehen möchte, mir in nächster Zeit unter die Finger zu kommen. Ich fürchte, die Begegnung würde nicht allzu glimpflich für ihn ablaufen.“

„Sei versichert, daß keines von uns Dir länger zur Last fallen wird, als es durchaus unermesslich ist. Und nun, wenn Du mir sonst nichts zu sagen hast, darf ich Dich wohl bitten, mich zu verlassen.“

Erwin hatte bis jetzt eine Selbstbeherrschung an den Tag gelegt, die nicht geringe Bemühen für seine eigene Charakterstärke abnothigte. Der hochmüthige Ton dieser Aufforderung aber brachte ihn doch für einen Moment ernstlich in Gefahr, seine Fassung zu verlieren. Er geriet an seinem Schnurrbart und holte tief Athem, wie jemand, der Mühe hat, einen in seinem Inneren tobenden Sturm niederzutämpfen. Daß es ihm wirklich gelang, war nur ein Beweis für seine ausgezeichnete Erziehung.

„Dein Wunsch ist mir Befehl“, sagte er nach einem kleinen Schweigen mit ionischer Verbeugung. „Ich bedauere um Deinetwillen die unangenehme Störung, die ich Dir leider nicht ersparen konnte. Und ich bitte, mich Deiner Frau Mutter bestens zu empfehlen, falls ich Euch, wie ich fürchte, vor Eurer Abreise nicht mehr sehen sollte. Gute Nacht!“

Editha antwortete ihm nur mit einem verächtlichen, haßerfüllten Blick. Unbeweglich verharrte sie an ihrem Plage.

Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, als die Uhr auf dem Kammin mit leisem Schnarren zum Schlag ausholte. Jetzt erst fuhr sie auf, und halb mechanisch zählte sie die Stunden.

„Zehn Uhr!“ sagte sie, als der letzte seine Ton verklungen war, und Prosper ist noch immer nicht zurück.“

In diesem Augenblick fiel ein Schuß. Wüthig vernahmlich drang der kurze schwarze Knall durch die Stille des Abends. Editha neigte sich vor, um zu lauschen. Es war kaum anzunehmen, daß jemand um diese Stunde im Parke aus nächstem Nachbarzug jagte. Der Schuß mußte also eine andere Bedeutung haben, und es fuhr ihr durch den Kopf, Prosper könne in seiner Verwirrung Hand an sich gelegt haben.

Unten blieb alles lautlos und ruhig. Nur ein paar aufgeschreckte Krähen strichen schwerfällig dicht über den Baumkronen dahin. Wohl fünf Minuten noch verbarre Editha an ihrem Plage; dann ließ ihr die Sorge um den Bruder seine Ruhe mehr, und sie machte sich fertig, ihn zu suchen. Aber in dem Augenblick, da sie aus der Hausthür in die linde Sommernacht hinaustrat, kam er ihr entgegen, reich, fast in Laufschritt, mit tief gefenktem

Kopfe und emporgezogenen Schultern.

„Prosper!“ rief sie ihn an, da er an ihre vorüberstürzte, ohne sie zu sehen. „Woher kommst Du? Ist Dir etwas geschehen?“

Er schrat heftig zusammen und sah sie aus tiefstehenden, geisthaften Augen an, mit einem Blick, als müsse er sich erst auf ihre Persönlichkeit besinnen.

„Mir? Nein!“ stammelte er. „Was sollte mir geschehen sein? Ich weiß nichts! Ich war ja nur auf einem Spaziergang — da drüben.“

Die Richtung, nach der er mit hastig ausgestrecktem Arm hindeutete, war nicht die, aus der Editha ihn hatte kommen sehen, aber sie wußte ja, welche Ursachen sein aufgeregtes, verstörtes Benehmen hatte, und sie maß diesem Umstande deshalb keine Bedeutung bei.

„Hast Du den Schuß gehört, der vor etwa zehn Minuten im Parke abgegeben wurde? Ich war so närrisch, mich um dieses Schusses willen zu ängstigen, da ich Dich draußen wußte.“

„Sehr närrisch — ja, wirklich sehr närrisch“, bestätigte Prosper mit einem seltsamen, unheimlichen, verzerrten Lächeln. „Ich habe nichts von einem Schusse gehört — wahrhaftig — nicht das Geringste! Und wenn ich es auch gehört hätte, was hätte ich damit zu schaffen? Glaubst Du denn vielleicht, daß ich geschossen habe — ich?“

Editha nahm seine Hand, die eisalt und feucht war, wie die eines Toten. „Nicht doch, wie sollte ich das jeht glauben! Aber Du bist krank, Prosper; Du hättest nicht so lange in der Abendluft herumirren sollen. Versprich mir, daß Du Dich jeht sofort zur Ruhe begeben wirst. Morgen habe ich dann mancherlei mit Dir zu reden.“

„Ja, ja, morgen — nur nicht jeht“, stimmte er eilig zu. „Ich bin todtmüde — und Du hast recht, ich hätte nicht mehr so weit herumstreifen sollen. Denn Du mußt es mir glauben, Editha: ich war jeht weg — ganz weit!“

„Wie hätte ich da etwas von einem Schusse hören können? Es war unmöglich, einfach unmöglich.“

„Gewiß, Prosper, und der Schuß interessirt uns ja nun auch nicht im mindesten.“

„Selbstverständlich nicht! Der Fabian wird's gewesen sein.“

Diesen Worten ließ er ein sonderbares Aufsehen folgen, ein heiseres, unnatürliches Lachen, das Editha mit gesteigertem Interesse hinsichtlich des Zustandes seiner Nerven erfüllte.

„Du wirst jeht schlafen gehen!“ dränge sie, ihn vollends in's Haus hineinziehend, „und ich würde Dir empfehlen, eines von den Chloralpulvern zu nehmen, die Dir zulezt so gute Dienste geleistet haben.“

Er nickte eilig, während er sich ohne Gutenachtgruß ansah, die Treppen empor zu steigen. „Schlafen — ja, schlafen!“ das waren die einzigen, undeutlich gemurmelten Worte, die Editha noch von ihm hörte.

Elftes Kapitel.

Fröstelnd fuhr der Diener aus dem Schloß empor. Die Müdigkeit hatte ihn überwältigt, während er auf dem Stuhl neben seinem Bette die Heimkehr des Barons und das wohlbekannte Glodenzeichen erwartete, mit welchem Erwin ihn zu rufen pflegte. Es mochte gewesen sein, als er einschlief, und jeht lugte bereits die sahle Morgenämmerung ins Fenster. Der junge Mensch erschrak, denn es war kein Zweifel, daß er in seinem festen Schlummer das Klingeln des Barons überhört.

Da nun das Unglück einmal geschehen war und sich an der durch seine Schläfrigkeit geschuldeten Pflichtverletzung nichts mehr ändern ließ, hielt er der Mann für das Beste, den unangenehmen Stuhl mit dem Bett zu vertauschen und seinen zerfallenen Gliedern noch einige Stunden wirklicher Ruhe zu gönnen.

Ein wiederholtes starkes Krachen an der Kammerthür war es, das ihn von neuem weckte. Jetzt schien die Sonne bereits strahlend durchs Fenster, und im Schloß war es schon lebendig. Rasch sprang der Diener auf, fuhr in seine Kleider und öffnete dem frühen Besucher, der sein einlaßheißendes Krachen immer härter forschte.

„Na, Thras, washabst Du denn gerade heute so darauf verfallen, mir zuerst guten Morgen zu wünschen?“ meinte er, den prächtigen Bernhardtner, der aus dem Eigenthum des verstorbenen Barons in das seines Erbes übergegangen war, freundlich freisend. „Willst mich wohl im voreaus trösten über das Gewitter, das jeht losgehen soll? Na, den Kopf wird es ja nicht gleich kosten.“

Der Hund sah ihn mit seinen klugen Augen an, die einen beinahe menschlichen Ausdruck hatten, und ließ ein laises Winseln vernehmen; dann wandte er sich wieder durch die Spalte der halb offen gebliebenen Thür und blieb wartend draußen auf dem Gange stehen.

„Sonderbar!“ brummte der Diener. „Ist es nicht gerade, als ob er geschickt worden wäre, mich zu holen? Na, ich werde auch am Ende einige Ursache haben, mich zu beilen.“

Er beendete in aller Schnelligkeit seine Toilette; aber als er nun die Kammer verließ, hatte er Mühe, den Hund zu beschwichtigen, der jeht laut bellend in großen Sprüngen vor ihm herlief.

„Was mag denn nur der Thras heute Morgen haben?“ sagte das Stubenmädchen, an dem sie vorüber-

lief, mit verwundertem Kopfschütteln. „So nennt er nun schon seit einer halben Stunde auf den Treppen und Gängen umher. An mir ist er vorhin immerzu winkelnd in die Höhe gesprungen, sodas ich schon Angst hatte, er könnte toll geworden sein. Und irgend etwas muß es doch schließlich auch bedeuten.“

„Es muß wohl bedeuten, daß er 'was auf dem Gewissen hat und sich bei jedermann einschmeicheln möchte, damit die Strafe möglichst gelinde ausfällt. Aber sagen Sie doch, Minna: haben Sie nicht gehört, wann der Herr Baron gestern Abend nach Hause gekommen ist?“

Die Kleine sah sich vorsichtig um, dann wisperte sie dem Fragenden, mit dem sie schon seit ihrem Dienstantritt ein wenig fofletirte, bedeutsam ins Ohr: „Er ist überhaupt nicht nach Hause gekommen. Was sagen Sie dazu, Rudolf?“

„Nun“, erwiderte der Diener, dem eine Vergesslichkeit vom Herzen gefallen war, „warum soll sich der Baron nicht mit dem Herrn Prosper verplaudert haben und nachher zu müde gewesen sein, um den langweiligen Weg durch den Parke zu machen? Ein Frauenzimmer muß sich natürlich immer gleich was Schreckliches denken!“

Das Mädchen wurde roth und wandte sich ab, um in seiner Arbeit fortzufahren. Als Rudolf in dem Bestreben, seine etwas grobe Bemerkung wieder gut zu machen, freundlich fragte, ob es denn auch ganz gewiß sei, daß der Herr Baron nicht nach Hause gekommen, ließ sie ihn seine Unliebenswürdigkeiten entgelten, indem sie kurz und schnippisch zurückgab, er möge sich gefälligst selbst davon überzeugen, das Schlafzimmer des Herrn Barons sei ja nicht weit.

Der Diener folgte ihrem Rath und lugte, nachdem er auf sein wiederholtes Klopfen keine Antwort erhalten, vorsichtig hinein. Minna hatte ihm ohne Zweifel die Wahrheit gesagt, denn das Bett war unberührt, und von den Gegenständen auf dem Toiletentisch war keiner benutzt worden. Rudolf schloß die Thür und machte Minne, sich wieder in seine Kammer zu begeben, da aber stieß Thras, der an der obersten Treppenstufe stand, ein durchdringendes Geheul aus. Er lief bis in das untere Stodwerk hinab und kam wieder herauf, sich unter fortwährendem Heulen und Winseln hart vor dem Diener niederbeugend.

„Das ist sonderbar“, meinte er; „man sollte wahrhaftig glauben, das Thier wolle irgend etwas von mir. Na, alter Bursche, was giebt's denn nun eigentlich da unten?“

Sowie er sich angeschickt hatte, die Treppe hinab zu steigen, war das Geheul des Hundes wieder zu freubigem Gebell geworden, und er schoß wie ein Pfeil durch die Vorhalle und das offene Portal auf die Rampe hinaus.

Nun erst begann es im Kopfe des Dieners zu dämmern. „Ah, er weiß nicht, wo sein Herr geblieben ist, und ich soll ihm suchen helfen. Das ist 'sch spähig. Ich möchte wirklich einmal sehen, ob es mit der Hundebefugheit wirklich so weit her ist, wie sie in den Büchern schreiben. Wenn er eine feine Nase hätte, müßte Thras es doch wittern, daß sein Herr drüben im Schloßhöfen ist.“

Als wolle er alle Zweifel an seiner Klugheit sogleich zu Schanden machen, ließ der Hund jeht wirklich nach jener Richtung hin in den Parke hinein, und Rudolf folgte ihm gemächlich nach.

Eine kleine halbe Stunde später leuchtete er athemlos und mit verklärtem Gesicht der Rampe des Herrenhauses wieder herauf. „Zu Hilfe! Schre — um Gottes willen!“ schrie er dem ersten, dessen er ansichtig wurde, entgegen. „Der Herr Baron liegt da hinten im Gebüsch — ganz blutig! Und ich glaube, er ist todt!“

Der zufällig im Schlosse anwesende Oberinspektor trat mit der Umstich eines erfahrenen Mannes seine Anordnungen. Innerhalb weniger Minuten schon war eine mit Betten belegene Tragbahr zur Stelle, und alles, was laufen konnte, schloß sich dem Zuge an, dessen Führung der Diener übernahm. Ein Reitknecht aber jagte nach Eichelde hinüber, um den Arzt so schnell als möglich zur Stelle zu schaffen.

Die Unglücksstätte lag etwa zehn oder zwölf Schritte abseits von dem Parkewege, der als die kürzeste Verbindung für den Verkehr zwischen dem Herrenhause und dem Schloßhöfen benutzt wurde. Ein schmaler Seitenpfad führte hier zwischen ziemlich dichtem Gebüsch bis zu einer etwas erhöht aufgestellten Marmorbank unter einer alten Buche. Man hatte von hier aus eine schöne Aussicht auf das Herrenhaus. Und es ließ sich wohl annehmen, daß Erwin v. Lindeborde auf dem Wege zu jenem Aussichtspunkte gewesen war, als ihn das tragische Verhängnis ereilte.

Er lag ausgestreckt auf dem Rasen, das Gesicht nach unten geteilt und die Finger der rechten Hand fest in das weiche Erdreich getraht, während die linke an den Kopf gepreßt war. Schon auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß man nicht einen Bewußtlosen, sondern einen Todten vor sich hatte.

Aber der Oberinspektor unterließ irgendetwas, was einem nur Verbundenen gegenüber geboten gewesen wäre. Er kniete neben dem erkrankten Körper nieder und drehte ihn behutsam auf die Seite, um das Gesicht sehen zu können. Es war von einer fahlen Bläue überzogen und an der linken Seite mit schwarzlichem, geron-

nenem und angetrocknetem Blute bedeckt. Die hübschen, regelmäßigen Züge aber waren durch keinen Todeskampf entstellt; die Augen waren geschlossen wie die eines Schlummernden, und nur die etwas herabgezogenen Mundwinkel ließen errathen, daß der unglückliche Baron nicht vollkommen schmerzlos gestorben war.

Vorsichtig suchte der Inspektor die Hand herunter zu nehmen, soweit es die bereits eingetretene Leichenhärte gestattete, und nun zeigte sich eine kleine, unheimlich tiefe Deffnung mit allen charakteristischen Merkmalen einer Schußwunde.

„Eigentlich müßten wir ihn wohl liegen lassen, wo er liegt“, meinte der Obergärtner Redlich, der sich dem Zuge ebenfalls angeschlossen hatte. „Ich habe immer gehört, daß man einen Ermordeten nicht anrühren darf, bis die Obrigkeit es gestattet. Wir bringen uns am Ende noch in Unlegenheiten, und daß ich nicht mehr zu helfen ist, das kann man doch sehen.“

„Die Verantwortung der Obrigkeit gegenüber nehme ich schon auf mich“, versetzte der Inspektor. „Also greift zu, Leute. Wer sich vor der Obrigkeit fürchtet, der lasse die Hände davon, aber er pade sich auch gefälligst dahin, wo der Pfeffer wächst.“

Die energische Mahnung verfehlte ihren Eindruck nicht. Einige von den Männern machten sich bereit, den Todten auf die Tragbahr zu legen. Der alte Redlich aber sagte den Oberinspektor beim Aermel und zog ihn ein wenig zur Seite.

„Ich habe meinen guten Grund, Sie zu warnen. Glauben Sie denn, daß der Baron sich selber umgebracht hat?“

„Nein, die Wunde würde sich dann nicht an der linken Kopfseite befinden. Und außerdem — sehen Sie vielleicht etwas von einer Waffe?“

„Nein! Wie hätte er auch dazu kommen sollen! Ein Mann in seiner Lage! Wenn er sich aber nicht selbst umgebracht hat, so ist er ermordet worden. Und dann kommt es doch wohl darauf an, so schnell als möglich den Mörder zu finden.“

„Neuerlich scharfsinnig!“ meinte der Oberinspektor ungeduldig, indem er sich von dem Alten los zu machen suchte. „Aber das Nächste ist, wie ich meine, den Leichnam von hier fortzubringen und anständig aufzubahren.“

„Und dabei vielleicht die Spuren des Mörders zu verwischen! Wenn Sie meinem wohlgemeinten Rath Folge leisten wollen, so lassen Sie alles, wie es ist. Ich habe gesehen, daß mitunter ein abgerissener Knopf oder ein paar Fußstapfen zur Entdeckung eines Verbrechers geführt haben, wenn man nur alles ganz unbeeinträchtigt ließ, bis die Kriminalbeamten kamen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zum internationalen Landwirtschaftsinstitut.

Die Anregung des Königs von Italien, in Rom ein internationales Landwirtschaftsinstitut zu schaffen, wird in einem Eingeband der „Neuen Zürcher Ztg.“ wie folgt glosfirt: „Es macht sich sonderbar, daß diese edle Anregung aus einem Lande kommt, wo der Massenmord der Vögel aller Arten noch scheinlich grassirt und selbst noch gefehlich erlaubt ist, wo die in anderen Staaten geschützten und genährten herrlichen Singvögel, die besten und nützlichsten Freunde des Landmanns, erbarmungslos niedergemetzelt, zu Tausenden in Netzen und Schlingen gefangen und erzwängt und auch die Brutten ausgezogen und verpfeift werden, wo die ungebildeten und gebildeten Vogelfänger den zu Loobögeln bestimmten besten Sängern, wie Nachtigallen, Finken, Meisen u. s. w. in roher Weise mit glühenden Drahten die Augen ausbrennen, damit die armen Thierchen in ewiger Nacht fingen und die anderen ins Verderben loden sollen. Thierhulver eine ergriffen nicht und Behörden dulden solche Rohheit! Der der italienischen Landwirtschaft durch den Massenmord der nützlichen Singvögel entstehende jährliche Schaden wird auf wenigstens 300 Millionen Lire berechnet! Demnach scheint das Nächste zu sein, daß ein guter Landesvater seinen lieben brüderlichen Landbauern vor allem diesen gewaltigen Schaden ersparen oder abmenden sollte und zwar auf gesetzlichem Wege. Diese Anregung zu einem Vogelfchutz ist schon manchmal von ausländischen an die italienische Regierung gemacht worden, aber bis jeht immer ohne Erfolg. Hoffentlich benützen jene diesmal die Gelegenheit, um ihre Btheiligung an der geplanten internationalen Vereinigung abhängig zu machen von der vorgängigen Einführung eines italienischen Gesetzes, das auch in diesem Staate die nützlichen Singvögel schützt, wie dies in anderen Ländern geschieht!“

Rußland irrt sich also, wenn es von Japan in Anbetracht seines großen Luthes auch noch Großmacht erwar-

tet. Wer die Wahrheit zudeckt, ermüdet bald — wer die Lüge zudecken will, darf nie ermüden.

Der Mütter-Kongreß hat die Kinderfrage in glänzender Weise gelöst. Er hat ein geradezu ideales Kinderstufenmodell angenommen; ein Zimmer nämlich, wo das Baby schläft, ein zweites, wo es sich aufhält und ein drittes, wo es isst. Wie werden die in den Miethshäusern wohnenden Mütter sich über diese Errungenschaft freuen!